

**PUK DAMSGÅRD**

**GEISEL  
DES IS**

**DIE WAHRE GESCHICHTE EINER  
13-MONATIGEN GEFANGENSCHAFT**

**riva**

© des Titels »Geisel des IS« (978-3-7423-0158-1)  
2017 by Riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

# Vorwort

Eines Nachmittags Ende Mai 2013 klingelte das Telefon. Ich war eben aus Beirut nach Hause zurückgekehrt, nach einer zweiwöchigen Reise in die syrische Stadt Yabrud, nordöstlich von Damaskus. Die Fahrt endete dramatisch, als Kampfflugzeuge des syrischen Regimes über der Stadt auftauchten. Die Bomben trafen unser Viertel und zerschmetterten die Fenster unserer Unterkunft. Mein Fotograf und ich beschlossen, Syrien über die libanesische Grenze zu verlassen.

Wir hatten der drohenden Gefahr getrotzt und tagelang ohne Pause gearbeitet. Nun waren wir total erschöpft. Nicht nur die Bomben machten uns nervös, sondern auch die syrischen Rebellen, die vielen verschiedenen Gruppen in der Region angehörten. Wir trauten ihnen nicht. Wir wussten, dass ein französischer Fotograf etwas weiter südlich gefangen gehalten wurde. Zudem hatte sich die Stimmung in Yabrud deutlich verändert, seitdem ich vor einigen Monaten dort gewesen war, und ich war vorsichtig gegenüber jedem, den wir trafen.

Als der Anruf kam, lag ich ausgestreckt auf dem Sofa und versuchte, meine Batterien aufzuladen. Am anderen Ende meldete sich der versierte Kriegsfotograf Jan Grarup. Er bat mich, unser Gespräch streng vertraulich zu behandeln. Ich setzte mich auf, als er berichtete, der dänische freie Fotograf Daniel Rye, sein Assistent, sei in Nordsyrien entführt worden.

„Kennen Sie jemanden, der Kontakte zu Scharia-Gerichten hat?“, fragte er.

„Nein, ich glaube nicht – auf die Schnelle fällt mir niemand ein“, antwortete ich.

Den wenigen Informationen zufolge stand eine Gruppe islamistischer Extremisten hinter Ryes Entführung und er würde sich wohl vor einem Scharia-Gericht verantworten müssen. Jan kannte nur wenige Einzelheiten. Ich fühlte mich machtlos, weil ich nichts tun konnte, um zu helfen. Meine ersten Gedanken galten Ryes Eltern. Ich hatte immer befürchtet, mir könne etwas Ähnliches passieren. Dann müssten meine Eltern am meisten leiden, weil sie nur herumsitzen und warten könnten, ohne zu wissen, wo ich war. Ein unerträglicher Gedanke.

Die Nachricht von Ryes Entführung war nur eines von mehreren Ereignissen, die bewiesen, dass Journalisten ernstlich bedroht waren. Mehrere ausländische Kollegen waren in Syrien entführt worden. Es war ein viel diskutiertes Thema, weil das Risiko uns Angst machte. Im Prinzip waren wir alle potenzielle Geiseln. Das bedeutete, dass es für uns zunehmend schwieriger wurde, die wichtigen Berichte über den Krieg und die syrische Tragödie zu liefern.

Im folgenden Jahr wurden immer mehr Ausländer gekidnappt. Unter den Journalisten im Nahen Osten und in den geschlossenen Kreisen, in denen wir über die Entführungen diskutierten, breitete sich Panik aus. Menschen, die wir kannten, wurden für unbestimmte Zeit gefangen gehalten. Als ich im September und November 2013 und im Juni 2014 nach Syrien zurückkehrte, fühlte ich mich beklommen.

Die islamistische Terrororganisation, die sich ISIS (Islamischer Staat im Irak und in Syrien) nannte, schrieb vor, wohin wir gehen durften. Selbst wenn der ISIS aus einem Gebiet verschwand, das er beherrscht hatte, reichten seine Tentakel weit in die syrische Gesellschaft und in die syrischen Seelen hinein. Die Bewaffneten, die ich im Juni 2014 in Nordsyrien traf, waren wild und unberechenbar. Auch mein freundlicher Fahrer war ISIS-Kämpfer gewesen. „Aber jetzt nicht mehr, Madame“, versicherte er mir.

In Bagdad konnte ich dem ISIS ebenfalls nicht aus dem Weg gehen. Im Frühjahr 2014 griff er ein Stadion an, in dem sich mehrere Tausend Männer, Frauen und Kinder anlässlich der Wahlveranstaltung einer schiitischen Partei versammelt hatten. Ich wollte darüber berichten. Als die erste Bombe explodierte, verlor ich mein Gehör und verbarg mich hinter einer Kühltruhe in einer improvisierten Verkaufsbude. Während überall Kugeln abgefeuert wurden, rannte ich über die Straße, auf der kurze Zeit später ein Selbstmordattentäter fuhr. Ich war mit knapper Not entkommen und spürte noch die Wucht der Explosion im Rücken. Mehr als vierzig Menschen starben an diesem Tag. In diesem Frühjahr gab es nur eine erfreuliche Nachricht: Mehrere europäische Geiseln, auch Daniel Rye, waren gegen Lösegeld freigelassen worden.

Eines Abends im August 2014, als ich mich in einem Hotelzimmer im Irak aufhielt, wurde bei YouTube ein Video hochgeladen. Es zeigte die Ermordung

des amerikanischen Journalisten James Foley. Er kniete in einer orangefarbenen Gefängnisuniform in der syrischen Wüste vor seinem ISIS-Henker. Eine amerikanische Kollegin, die ich an diesem Abend bei einem Bier treffen sollte, schrieb mir, sie befinde sich in einem Schockzustand. Wir sagten das Treffen ab. In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Es war so unsagbar tragisch für James Foley und seine Familie und es war ein brutaler Angriff auf den Journalismus. Angesichts dieser neuen Entwicklungen genügte es nicht mehr, sich und seine Angehörigen darauf vorzubereiten, dass Kugeln und Bomben jeden treffen konnten, der über einen Krieg berichtete.

Jetzt war ich vor allem ein Ziel, ein potenzielles und wertvolles Werkzeug, das man benutzen konnte. Diese Taktik war gewiss nicht neu; doch nun war die Drohung für mich als Journalistin zum ersten Mal extrem nah, fast persönlich. Trotzdem war es mein drängendster Wunsch, zur ISIS-Hochburg nach Rakka zu reisen und über die Islamisten und das Leben der Zivilisten dort zu berichten. Ich wollte die Milizionäre genauer erforschen und herausfinden, wer sie wirklich waren. Weil ich so weit weg war, erwog ich aus purer Frustration ernsthaft, mich von Kopf bis Fuß schwarz zu kleiden und mit einem vertrauenswürdigen Einheimischen hinzufahren.

Stattdessen beschloss ich, meine journalistischen Fähigkeiten zu nutzen, um zu schildern, was mit meinen Kollegen geschehen war, und anhand ihrer Geschichten dem Kern des ISIS ein wenig näherzukommen. Daniel Rye war zusammen mit James Foley als Geisel gehalten worden; also schrieb ich ihm über einen gemeinsamen Bekannten und fragte ihn, ob er mit mir über seine dreizehnmonatige Gefangenschaft in den Händen des ISIS reden wolle. Er antwortete auf Facebook: „Hallo, Puk. Mein Name ist Daniel Rye. Sie haben wahrscheinlich von mir gehört. Ich ging letztes Jahr ein kleines Berufsrisiko ein, das zum Glück gut ausging.“

Wir trafen uns eines Freitags Anfang Oktober 2014 in einem Kellerrestaurant im Zentrum von Kopenhagen zum ersten Mal und stimmten darin überein, dass Daniels Geschichte erzählt werden musste.

*Geisel des IS* schildert, wie Daniel Rye eine der aufsehenerregendsten Entführungen der neueren Zeit überlebte – ein Geiseldrama, ausgelöst von islamistischen Extremisten, gegen die viele westliche Länder, auch Dänemark, seit Oktober 2014 Krieg führen.

Vierundzwanzig Geiseln – fünf Frauen und neunzehn Männer – aus dreizehn Ländern endeten im selben Gefängnis in Rakka in Nordsyrien. Eingerichtet hatte es die Terrorgruppe ISIS, die ihren Namen später in IS (Islamischer Staat) änderte. Sie hat große Gebiete im Irak und in Syrien erobert. Daniel Rye war eine dieser Geiseln und, als ich dieses Buch schrieb, der letzte Gefangene, der lebend freigelassen wurde.

Dieses Buch ist ein journalistischer Bericht, der auf zahllosen Interviews und Gesprächen mit Daniel Rye und seiner Familie basiert. Es beschreibt die Bemühungen, Daniel aus den Klauen der brutalsten Terrororganisation der Welt zu befreien. Ich habe zudem mit vielen anderen wichtigen Informanten gesprochen: mit ehemaligen Mitgefangenen, Dschihadisten und Experten in der ganzen Welt, die genau über den Fall und Daniels Entführer Bescheid wissen.

Außerdem stützt sich diese Geschichte auf Interviews mit dem Entführungsexperten und Sicherheitsberater Arthur. Er leitete die Suche nach Daniel und seinem amerikanischen Mitgefangenen James Foley, der in Syrien starb. Arthur ist nicht sein richtiger Name; er führt ein sehr unauffälliges Leben, was für seine Verhandlungen mit Geiselnehmern auf der ganzen Welt unerlässlich ist. Normalerweise spricht er nicht über seine Arbeit; trotzdem hat er sich zur Mitarbeit entschlossen, weil er glaubt, dass Daniels Geschichte sehr lehrreich ist. „Wo Leben ist, da ist Hoffnung“, sagte er.

Dieses Buch beschreibt die Wirklichkeit, wie Daniel Rye und die anderen Mitwirkenden sie erlebt und im Gedächtnis behalten haben. Ich habe es mit großem Respekt für die Menschen geschrieben, die ermordet wurden, immer noch gefangen sind oder überlebt haben, und für ihre Familien.

*Kairo, September 2015*

# Alles Gute zum Geburtstag, Jim

Das Flugzeug hatte eben vom Flughafen Heathrow abgehoben und schwebte hoch über den Wolken, als Daniel seine Brieftasche öffnete und ein kleines Stück weiße Pappe herausholte. Stumm musterte er sein mit Bleistift daraufgezeichnetes Gesicht. Auf dem Bild trug er keine Brille, und er hatte einen Bart; aber er war zu erkennen. Er zeigte das Bild Arthur, seinem Reisebegleiter, der neben ihm saß und die langen Beine unter den Sitz vor ihm streckte.

„Eigentlich hatten wir manchmal richtig Spaß“, sagte Daniel und hielt das Miniporträt zwischen den Fingern fest. „Wir spielten unsere eigene Version von Risiko und ich machte mit den anderen Geiseln Gymnastik.“

Die Zeichnung war das einzige Souvenir aus seiner Zeit als Geisel des ISIS in Syrien. Angefertigt hatte sie Pierre Torres, eine der anderen westlichen Geiseln, der sie innen an seinen Ärmel genäht und aus dem Kerker geschmuggelt hatte. Pierre gehörte zu den Glücklichen, deren Freilassung ausgehandelt worden war.

Als Daniel frei war, fürchtete er das Schlimmste. Der Islamische Staat begann, die verbliebenen westlichen Geiseln zu töten. Deshalb flog er nun mit Arthur über den Atlantik nach New Hampshire zur Gedenkfeier für James Foley.

Daniel steckte die Zeichnung in seine Brieftasche zurück und bat um ein Glas Wein zur üblichen Bordverpflegung: „Huhn oder Rindfleisch?“ Nach dem Essen schlief er ein; sein Kopf ruhte auf der immer noch gefalteten und in Plastik verpackten Decke, die er als Kissen benutzte. Seine Haare standen in alle Richtungen ab – eine Folge der statischen Elektrizität – und sein Mund stand offen. Fünf Stunden später wachte er auf, kurz vor der Landung in Boston. Außerhalb des Flugsteigs zündete er sich in der klaren Herbstluft eine Zigarette an und sog den Rauch tief in die Lungen ein. Normalerweise rauchte er nicht. Inzwischen holte Arthur den Schlüssel für den Mietwagen ab und sie fuhren zu ihrem Hotel am Stadtrand.

Am nächsten Morgen fuhren sie zum Haus der Familie Foley in Rochester, New Hampshire. Der 18. Oktober 2014 begann mit wenigen Wolken am Himmel. An diesem Tag wäre James einundvierzig Jahre alt geworden.

Im August 2014 hatte der freie Journalist in der syrischen Wüste sein Leben verloren. Er war die erste westliche Geisel, der ein britischer ISIS-Milizionär namens „Jihadi-John“ die Kehle durchschnitt.

Daniel war dreizehn Monate lang in Syrien festgehalten worden, acht davon hatte er in Gesellschaft von James und anderen westlichen Geiseln verbracht. James blieb stets zuversichtlich, obwohl er seit November 2012 gefangen war. Daniel hatte ihn sehr geschätzt. Sie hatten viel Zeit, einander kennenzulernen und James hatte Daniel von seinen Geschwistern und Eltern erzählt. Nun war er auf dem Weg zu James' Eltern, um einer Freundschaft, die im Kerker begonnen und geendet hatte, die letzte Ehre zu erweisen.

Die Bäume entlang der Old Rochester Road verneigten sich einladend. Diese schmale, alte Landstraße windet sich durch ganz New England. Hellrote Ahornbäume überragten die grünen Kiefern und gelbe, orangefarbene und braune Blätter hingen an den Ästen wie ein letzter Atemzug vor dem Wintereinbruch. Der Duft des nahen Winters vermischte sich mit dem Rauch aus Daniels und Arthurs Zigaretten. Daniel scrollte durch die Musik auf seinem iPhone und spielte das melancholische Lied „Add Ends“ der dänischen Gruppe *When Saints Go Machine*. Diesen Song hatte er seit James' Ermordung unzählige Male gehört.

Große, gepflegte Häuser schmiegteten sich zwischen die Bäume und man sah Kürbisse mit fröhlichen geschnitzten Gesichtern und sternförmigen Augen. Manche allerdings schienen bedrohlich zu kreischen. Diese Kürbislaternen hielten auf dem Rasen und an den Einfahrten Wache. Selbst das Lebensmittelgeschäft des Ortes war so üppig mit ihnen geschmückt, dass sie fast den Eingang versperren.

Als sie in die Straße zum Haus der Foleys einbogen, wechselte das Orange zu Schwarz. Sie fuhr an einem großen Gebäude vorbei, dessen Tür ein Skelett mit Kapuze bewachte. Die Straße kurvte um vereinzelte Häuser und amerikanische Fahnen, die im Gras neben dem Asphalt steckten. Das ganze Viertel trauerte angesichts der Tragödie, die über die Familie in dem weißen Haus am Ende der Straße hereingebrochen war.

Der ausgedehnte Rasen vor dem Grundstück war dicht und glänzte und Licht fiel durch die Fenster auf die Einfahrt, wo ein paar Autos parkten. Daniel ging zielstrebig zur Haustür, gefolgt von Arthur. Er klopfte und trat ein, als er Stimmen hörte. Diane und John Foley, James' Eltern, begrüßten die beiden

schon auf der Matte, auf der „Willkommen“ stand. Diane umarmte Daniel lange und mütterlich; ihr volles dunkles Haar streifte sein Gesicht, als sie ihn an sich zog. Sie drückte seinen Arm und führte ihn in die überfüllte Küche, um ihn der Familie vorzustellen. Über der Tür zwischen der Küche und dem Wohnzimmer waren die Worte gemalt: „Verbreitet mit Gottes Segen Liebe und Lachen in diesem Haus.“ Es roch nach Kaffee, Parfüm und Toast.

„Das ist Daniel“, sagte Diane mit Dankbarkeit und Schmerz in der Stimme.

Nach einem Jahr in Gefangenschaft hatte Daniel endlich das Gefühl gehabt, bald freigelassen zu werden. James bat ihn, seiner Familie eine Nachricht zu überbringen, traute sich aber nicht, einen Brief zu schreiben. Hätte man den gefunden, hätte seine Familie ihn wohl nie bekommen und Daniels Freilassung wäre gefährdet gewesen. Also setzten sie sich in der Zelle nebeneinander und James diktierte die Worte, die Daniel so lange wiederholte, bis er sich im Schlaf an sie erinnerte.

Kaum war Daniel frei und wieder in Dänemark, rief er Diane an und wiederholte James Botschaft Wort für Wort am Telefon. Es war der einzige und letzte Gruß, den die Familie von ihrem gefangenen Sohn erhielt. Diane schrieb James' Worte auf, um sie nie zu vergessen.

Für die Gedenkfeier hatte sie die Worte drucken lassen, damit die Gäste und die ganze Welt sie ebenfalls lesen konnten. Der Titel lautete: „Ein Brief von Jim“. Auch eine Nachricht an seine Großmutter war dabei:

*„Oma, bitte nimm deine Arzneien, geh spazieren und hör nicht auf zu tanzen. Ich möchte dich ins Margarita ausführen, wenn ich nach Hause komme. Bleib stark, denn ich brauche deine Hilfe, damit ich mein Leben zurückfordern kann.“*

„Danke, Daniel“, sagte James' Großmutter in der Küche, als sie ihm die Hand drückte. Die schwächliche Dame mit den Perlohringen trocknete sich die Augen und es schien, als werde sie unter der Last ihrer Sorgen gleich zusammenbrechen.

An seine jüngere Schwester Katie, die Frau mit dem langen, glatten Haar, hatte James diese Worte gerichtet:

*„Katie, ich bin sehr stolz auf dich. Du bist die Stärkste von uns allen! Ich weiß, wie hart du arbeitest, um als Krankenschwester Menschen zu helfen. Ich bin so froh, dass wir uns kurz vor meiner Entführung gesimst haben. Ich bete, dass ich zu deiner Hochzeit kommen kann.“*

James' Brüder Mark, John und Michael standen ebenfalls in der Küche. Alle trugen dunkle Anzüge und hatten die braunen Augen unter weiten dunklen Brauen und ein breites Lächeln mit James gemeinsam. Daniel hatte das Gefühl, sie seit Langem zu kennen, weil James sie sehr vermisst und daher ausführlich von ihnen erzählt hatte. Er wusste auch, dass die Brüder sich nach guten Nachrichten von James gesehnt hatten. Seine Botschaft hatte ihnen für kurze Zeit neue Hoffnung gegeben:

*„Ich habe gute und schlechte Tage. Wir sind dankbar, wenn jemand freikommt, aber wir sehnen natürlich auch unsere Freiheit herbei. Wir versuchen einander zu ermutigen und Kraft zu geben. Man gibt uns jetzt besseres Essen, sogar täglich. Wir haben Tee und manchmal Kaffee. Ich habe fast so viel zugenommen, wie ich voriges Jahr abgenommen habe ... Wenn ich an die vielen schönen Zeiten mit der Familie denke, fühle ich mich nicht mehr als Gefangener ... Ich spüre euch besonders, wenn ich bete. Ich bete dafür, dass ihr stark bleibt und glaubt. Wenn ich bete, habe ich wirklich das Gefühl, dass ich euch berühre, sogar in dieser Dunkelheit.“*

James war nun endlich von seinen Qualen erlöst und die Familie versuchte, der Dunkelheit zu entfliehen. Mark und seine Frau Kasey erwarteten ihr erstes Kind.

„Er soll James Foley heißen“, sagte Kasey voller Stolz auf ihren ungeborenen Sohn, als sie in Hausschuhen in der Küche stand und ihren Bauch streichelte.

Der Gottesdienst sollte um zehn Uhr beginnen. Alle leerten ihre Kaffeetaschen und zogen die Schuhe und Mäntel an. Kasey behielt ihre Pantoffeln an, als die Familie zum Auto ging. Diane bestand darauf, auf dem Rücksitz neben Daniel Platz zu nehmen und hielt seine Hand, während John stumm zur Kirche fuhr.

Die Kirche Unserer Lieben Frau vom Heiligen Rosenkranz in Rochester war mit Angehörigen und Freunden gefüllt. Vor dem Altar stand ein Bild von James Wright Foley. Er zeigte sein charmantes schiefes Lächeln, das ihm dem Vernehmen nach bei Frauen große Erfolge beschert hatte. Gelbe und rote Blumen umrahmten sein Gesicht. Die Augen ließen erahnen, was für ein warmherziger Unruhestifter er gewesen war.

Es gab keinen Sarg. James' Leichnam war bereits irgendwo in Syrien bestattet worden. Seine Familie brachte es nicht übers Herz, das letzte Bild zu betrachten, das die Welt von ihm gesehen hatte. Es zeigte die auf dem Bauch liegende Leiche in einer orangefarbenen Gefängniskluft mit den Armen an den Seiten. Zwischen den Schulterblättern lag der Kopf.

Die meisten Medien hatten das IS-Propagandavideo über James' Ermordung nicht gezeigt. Daniel hatte es nur angeschaut, weil er sicher sein wollte, dass James endlich Frieden gefunden hatte. Viele andere Bilder von James hatten sich in sein Gedächtnis eingegraben und zogen an ihm vorbei, als er auf einer der vorderen Bänke saß und geradeaus starrte. Sein weißes Hemd leuchtete wie der Mond zwischen den vielen dunklen Mänteln in der Kirche.

Er dachte an den 18. Oktober 2013 zurück, als sie zusammen gefangen gewesen waren. Spät am Abend hatte James beiläufig erwähnt, dass dies sein vierzigster Geburtstag war. Daniel und die anderen Gefangenen hatten ihm gratuliert und ihm einen schöneren Geburtstag im kommenden Jahr gewünscht.

Jetzt saß Daniel vor einem Foto von James, während Michael unter Tränen von seinem herzlichen, liebevollen großen Bruder erzählte, der für eine bessere Welt gekämpft hatte.

„James starb für das, woran er glaubte“, sagte er.

Daniel erkannte James in Michael. Er beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. Sein breiter Rücken bebte. Der Mann, den Michael den Gästen beschrieb, war der James, den Daniel gekannt hatte, der immer für andere dagewesen war – selbst als alle wussten, dass er vielleicht in Gefangenschaft sterben würde.

Daniel nahm seine Brille ab und schluchzte. Er konnte seine verzweifelten Klagelaute nicht unterdrücken, während sein Magen sich verkrampfte. Zum ersten Mal seit August, als Arthur ihn von James' Tod unterrichtet hatte, brach sein Kummer aus ihm heraus. Mit beiden Händen wischte er die Tränen weg

und entblößte dabei die roten Narben an seinen Handgelenken. Sie waren wie tätowierte Armbänder in seine Haut gekerbt. Dann setzte er die Brille wieder auf und schaute mit geröteten Wangen zum Altar.

„Alles Gute zum Geburtstag, Jim“, schloss der Pfarrer und die Gemeinde sprach ein Gebet für alle Flüchtlinge der Welt und für die Syrer, die seit drei Jahren in einem blutigen Kriegsgebiet lebten. Zum Schluss sangen sie „Ich bin das Brot des Lebens“.

Draußen vor der Kirche rauchte Daniel noch eine Zigarette.

„Ein Dämon hat gerade meinen Körper verlassen“, sagte er zu Arthur, ehe er laut in die Herbstluft schrie: „James, du Blödmann! Ich vermisse dich! Warum zum Teufel musstest du gehen und sterben?“

Die Familie fuhr hinaus zum Friedhof. Ein flacher grauer Grabstein lag im Gras, umringt von Ahornblättern und gelben Blumen. Diane legte ihrer Mutter den Arm um die Schultern, während alle einen Halbkreis bildeten und still beteten. Der Himmel klarte auf und die Sonne schien auf die Grabstätte. Daniel betrachtete den Grabstein und die Inschrift: „Ein Mann für andere.“

„Schaut, da kommt die Sonne. Es wird doch noch ein heller Tag“, meinte Diane.

Nach der Zeremonie ehrte die Familie James mit einem Empfang in der Kirche. Sein ehemaliges Kinder mädchen bemerkte, er sei im orangefarbenen Anzug des Lebens gestorben, während sein Mörder die schwarze Robe Satans getragen habe. Pfarrer Paul erinnerte an einen der letzten Abende, an denen er mit der Familie zu Abend gegessen hatte, bevor James nach Syrien gereist war.

„Ich sagte ihm, seine Geschwister seien nicht begeistert von seinem Entschluss, nach Syrien in den Löwenkäfig zu gehen. Er antwortete: ‚Herr Pfarrer, ich muss zurückgehen und vom syrischen Volk berichten. Es lebt unter einem Diktator, der über alle Menschen hinwegtrampelt wie über Gras.‘ Wir haben Essen auf dem Tisch, aber wir wissen nicht, was die Syrer durchmachen. Ich weiß, dass James’ Mission von Herzen kam.“

Diane stand mehrere Stunden auf demselben Platz und nahm Beileidsbekundungen der Gäste in Empfang. Die Kondolierenden bildeten eine Schlange, die sich um den ganzen Raum wand.

Am nächsten Morgen kaufte Daniel spontan einen Pullover mit New Hampshires Motto aus dem Unabhängigkeitskrieg: „Lebe frei oder stirb.“ Art-

hur und er kauften zudem einige Flaschen Bier, etwas Wasser und Kekse in dem kleinen Lädchen, das eine alte Dame unterhielt, und fuhren dann zu dem riesigen Wald, der den Winnepesaukee-See säumt. Dort hatte James als Kind gespielt.

Daniel zog den burgunderroten neuen Pullover an und schlenderte mit Arthur stundenlang die feuchten Waldwege entlang. Dabei verirrten sie sich zwischen kahlen Baumstämmen und rostbraunen Blättern. Daniel holte tief Luft. Es war so still, wie es bisweilen in der Gefangenschaft gewesen war – oder auf dem Feld neben dem Haus in Hedegård, in dem er seine Kindheit verbracht hatte. Er wusste, wie es ist, wenn man sich mehr nach dem Tod als nach dem Leben sehnt. Zwischen den Baumstämmen, im Schlamm, der an den Schuhen haftete, schrie er: „Das ist von heute an mein Motto: Lebe frei oder stirb!“

# Der Eliteturner aus Hedegård

Von der Bühne aus applaudierte Daniel dem Publikum des Ocean-Vergnügungsparks in Hongkong. Es war der 15. Juli 2011 und er trug Strandkleidung. Die hellblaue Bühne war mit bemalten Korallen geschmückt. Unten sah er Menschen, die sich mit Schirmen vor der Sonne schützten. Technorhythmen dröhnten so laut aus den Boxen, dass Eltern ihre Kinder anschreien mussten, die auf Klappstühlen saßen und Eiscreme schleckten.

Dann blickte er hinauf zu der Plattform, die sich etwa fünfundzwanzig Meter hoch vor dem Himmel abzeichnete. Dort musste er hinaufsteigen, hinunterspringen und in einem drei Meter tiefen Becken landen. Das war der Höhepunkt der Show.

Er zog das Kostüm aus, das eng wie ein Taucheranzug war, und warf es weg. Das Publikum jubelte dem blonden, fitten, gebräunten zweiundzwanzigjährigen Dänen in seiner schwarzen Badehose begeistert zu, als er zur Plattform hinaufstieg. Jeder Muskel in seinem Körper war angespannt. Dies war der Moment, für den er geprobt hatte.

Nach einigen Wochen war er es leid gewesen, auf einem Trampolin wie ein Seepferdchen Purzelbäume zu schlagen. Er wollte lieber ein kühner Taucher sein, der mit nacktem Oberkörper von einem hohen Turm sprang. Daniel war Perfektionist. Obwohl er nur einen Ferienjob in Hongkong angenommen hatte, wollte er unbedingt tauchen lernen. Die Plattform bot kaum Platz für seine Füße. Er stand auf dem kleinen Quadrat, lehnte sich an das Metallgeländer und klatschte in die Hände, um das Publikum anzufeuern. Dann drehte er sich um und sprang mit einem Rückwärtssalto in die Tiefe.

Die Landung musste präzise sein – Beine zuerst, eng beieinander. Falls er schräg oder mit gespreizten Beinen aufprallte, würde ihm Wasser in den Hintern dringen und wieder hinausfließen, während er den Applaus der Zuschauer entgegennahm, was seiner Meinung nach nicht eben elegant aussähe.

Der Sprung war wagemutig. Aber Daniel war ein Spitzenturner, der an internationalen Wettkämpfen teilgenommen hatte. Deshalb waren seitlich gesprun-

gene Saltos, gehockt oder gestreckt, und Doppelsaltos mit perfekter Landung für ihn das Einfachste auf der Welt.

Daniel hatte jahrelang an europäischen Wettkämpfen und Weltmeisterschaften im Power Tumbling teilgenommen. Dabei zeigen Turner acht verschiedene Übungen auf einer Akrobatikbahn. Der Sprung in Hongkong fügte diesen Kunststücken das Element der Höhe hinzu. Anfangs war es beängstigend, aber er gewöhnte sich schnell daran.

Während seiner sechs Wochen im Vergnügungspark wurde er auf den Nahen Osten aufmerksam. In seiner Freizeit las er in der englischsprachigen Lokalzeitung *South China Morning Post* von der Revolution in Syrien und Libyen. Er schnitt Bilder von den Demonstrationen in Syrien aus und hängte sie in dem Container auf, in dem die Artisten sich zwischen ihren Auftritten ausruhten.

Die Syrer forderten Reformen und das Regime reagierte mit Polizeigewalt und Gewehrsalven. Als Präsident Bashar al-Assad sich weigerte zuzuhören und stattdessen Soldaten und Polizisten auf friedliche Demonstranten hetzte, verlangten diese die Absetzung der Unterdrücker.

Die Saat des Krieges in Syrien war gesät.

• • •

Daniel wurde am 10. März 1989 in Brøns im Südwesten von Jütland geboren. Seine Schwester Anita ist sieben Jahre älter. Die Familie wohnte in einem Einfamilienhaus, in dem Daniels Mutter Susanne auch einen Friseursalon betrieb. Sein Vater war Fischer. Susanne nahm es peinlich genau mit ihrer Arbeit und bestand auf Ordnung und Sauberkeit im Haus. Daniel war erst ein Jahr alt, als bei seinem Vater ein Gehirntumor diagnostiziert wurde. Eines Morgens Anfang Mai 1992 starb sein Vater auf dem Sofa im Wohnzimmer. Sein letzter Wunsch war, dass Susanne einen neuen Ehemann suchte, der Daniel und Anita ein Vater sein konnte.

Einige Monate später verdrängte Susanne ihren Kummer und ihre Pflichten einen Abend lang und ging zu einem Witwenball in einer Nachbarstadt. Dort traf sie Kjeld, einen großen, stattlichen Mann. Sie heirateten genau ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung am 11. September 1993. Dieser Tag wurde zu Susannes Glückstag. Sie und die Kinder zogen bald in Kjelds Backsteinhaus im Dorf Hedegård ein, nicht weit von Billund in der südlichen Zentralregion Jütlands.

Ihr neues Heim war rund zwanzig Schritte von dem gelben Haus entfernt, in dem Kjelds Eltern lebten und in dem er aufgewachsen war. Das Paar hatte eine Tochter, die sie Christina nannten. Daniel, der seinen biologischen Vater kaum gekannt hatte, bekam mit Kjeld einen neuen Vater, der ihn und Anita adoptierte.

Das einstöckige Haus der Familie war von Feldern und Wald umgeben und hatte einen Rasen mit vielen Maulwurfshügeln. Es gab Pferde und Kühe auf dem angrenzenden Land und in derselben Straße ein Gemeindezentrum. Hinter dem Haus von Susanne und Kjeld stand eine Garage, in der Kjelds LKW parkte und in der sie besondere Geburtstage feierten. Das Paar hatte dem Haus ein Erkerfenster hinzugefügt und das Schlafzimmer in einen Friseursalon umgebaut, wo Susanne ihren Kunden tagsüber die Haare schnitt, während Kjeld als LKW-Fahrer Geld verdiente.

Auf dem Weg zur privaten Grundschule in Hedegård, die auch Kjeld vor vielen Jahren besucht hatte, kam Daniel am gelben Backsteinhaus seiner Großmutter vorbei. Die schmale Asphaltstraße war unbeleuchtet. Die Autofahrer auf dem Land fuhren schnell; darum nähte Susanne Reflektoren an Daniels Kleider. Die Nachbarn lächelten, als er vorbeiging, und meinten, er sehe aus wie ein Weihnachtsbaum. Susanne verlangte, dass sie das nur ja nicht wieder sagten. Wenn ihr Sohn die Scherze höre, werde er die Reflektoren abreißen.

Als Kind machte Daniel gerne Purzelbäume und Handstände. Susanne hielt das für ein gesundes Hobby und schickte ihn zum Turnen in die Nachbarstadt Give. Er schnellte sich mit außergewöhnlicher Kraft in die Luft und allen war klar, dass er das Zeug zum Spitzenturner hatte. Als er älter wurde, trainierte er zwei Jahre lang im Sportinternat in Vesterlund. Dort führte er das disziplinierte Leben eines Athleten und erlebte zum ersten Mal seltsame und verwirrende Gefühle für ein Mädchen.

Ihr Name war Signe und er mochte ihre Sommersprossen, ihr rötliches Haar und ihre runden, blassblauen Augen. Sie war das begabteste Mädchen der Schule und machte die gleichen Sprünge und Saltos wie die Jungs. Daniel fiel auf, dass sie sich nicht mit Make-up und Nagellack herausputzte wie die anderen Mädchen. Während der Schulzeit waren sie ein Paar, doch später schief die Beziehung ein, weil Daniel mit seiner Schreinerlehre und mit dem Training für die Turnnationalmannschaft ausgelastet war.

Bald war es für ihn selbstverständlich, mit schmerzdem Rücken auf dem Dach eines Hauses zu liegen und regelmäßig zu einem Chiropraktiker zu gehen. Eines Tages beschloss er, seine Lehre abzubrechen.

„Schreiner kann ich immer werden, Mitglied der Nationalmannschaft nicht“, antwortete er seiner Mutter, als sie ihm Vorwürfe machte.

Er bewarb sich unaufgefordert bei allen Sportschulen in Dänemark als Lehrer. Eine Schule in Vejstrup auf der Insel Fünen stellte ihn ein. Ein Jahr lang unterrichtete er Turnen, baute Treppen, mähte Rasen und nahm zwischendurch an Wettkämpfen teil. Außerdem interessierte er sich für Fotografie, inspiriert von den Fotos, die sein Trainer von ihm gemacht hatte und die zeigten, wie er durch die Luft wirbelte. Etwas an diesen erstarrten Nanosekunden faszinierte ihn. Sie fingen die Spannung in den Muskeln und die Konzentration in den Augen ein. Also borgte er sich Kjelds Spiegelreflexkamera und nahm sie 2008 zur Weltmeisterschaft im Power Tumbling nach Kanada mit. Er fotografierte die Hotelzimmer und Turnhallen, die Athleten in ihren engen Trikots und die Erfolge, den Schweiß, die Überschläge und die Gesichter der Verlierer. Er fotografierte die kleine Welt, in der er als Turner um die große Welt reiste, und entdeckte die Kamera als Werkzeug, um das Leben der Menschen zu erforschen.

Bald nahm er Kjelds Kamera zu jedem Wettkampf mit. Später schloss er Bekanntschaft mit einem Freund seines Großvaters, dessen Sohn Fotoreporter war. Hans Christian Jacobsen lud ihn nach Aarhus ein, wo er geduldig Daniels Fotos von Blumen und vom Turnen betrachtete. Danach zeigte Hans ihm seine eigenen Fotos, die er in einigen der unruhigsten Gebiete der Welt aufgenommen hatte. Daniel starrte das Bild eines Jungen an, der irgendwo in Kabul in einen See hüpfte – Schatten, Licht, ein Junge in einem Sonnenstrahl. Diese Fotos begeisterten ihn und er konnte nur noch daran denken, hinaus in die Welt zu gehen und alles mit seiner Kamera festzuhalten. Mit einundzwanzig kaufte er seine eigene Kamera, verstaute sie in seinem Rucksack und unternahm mit seinem Jugendfreund Ebbe seine erste Reise außerhalb der sicheren Welt des Turnens. Diese Reise stellte sein Leben mehr auf den Kopf, als Überschläge und Flickflacks es je getan hatten.

Daniel saß etwa einen Meter über der Erde zwischen den Höckern eines Kamels und blickte über die Sandlandschaft im Nordwesten von Indien. Der Kameltrei-

ber ging zu Fuß. Er trug eine lange blaue Kurta und sein pausbäckiges Gesicht überzog ein breites Lächeln.

Wenn sie während ihrer fünftägigen Safari eine Pause einlegten, konnte Daniel die Augen nicht von dem Kameltreiber abwenden. Der Mann holte ein paar Kartoffeln, ein wenig Obst, etwas Reis und Gewürze aus seinem Lederbeutel und kochte in einem Topf über einem kleinen Feuer. *Er macht so viel aus so wenig*, dachte Daniel und fotografierte dieses einfache, ruhige Leben und den Kameltreiber, der mit dem Sand und dem vierbeinigen Tier ganz im Einklang war.

Nachts schliefen sie im Freien. Nie zuvor hatten die Sterne so klar geleuchtet. Die wilden Hunde heulten und in diesem Sommer des Jahres 2010 schien der Himmel ungewöhnlich hoch zu sein.

In den großen Städten Indiens trieb der Abfall in der Gosse und Daniel musste sehr auf den Weg achten, weil die Kühe und Ziegen frei herumliefen und überall Dung zurückließen. Die Tuk-Tuks flitzten nah an ihm vorbei und die Luft war sogar am Strand schwül, wo Jungen Fußball spielten. Die Gegensätze verwirrten Daniel, ebenso das überwältigende Gefühl, sich nicht in eine Turnhalle flüchten zu können. Seine Reiseführer waren Lonely Planet und sein Freund Ebbe, der ihn durch eine Welt des extremen Reichtums und der extremen Armut führte.

Zu Hause in Dänemark hätte Susanne mit ihren Sorgenfalten einen Meistertitel gewinnen können, als sie Daniels und Ebbes Reiseberichte auf Facebook las. Einmal beobachteten die beiden einen Kampf zwischen zwanzig Kriminellen am Strand.

„Mama, uns geht's gut! Uns ist nichts passiert, außer dass wir um eine Erfahrung reicher sind“, schrieb Daniel. Sie luden auch regelmäßig Reisevideos hoch. In einem Video sahen Susanne und Kjeld ihren Sohn beim Handstand an einem Strand. Mit offenem Mund starrten Inder den unglaublich geschmeidigen Weißen an. Er hatte sich ein rotes Hemd über die Schultern gelegt, als er in dem Video beiläufig erzählte: „Vor drei Tagen sind wir in Kovalam in Kerala angekommen, Südiens Antwort auf Goa. Wir haben Strandfußball gespielt und hatten eine Menge Spaß.“

Wie Daniel sich verändert hatte, konnte das Video nicht zeigen. Er war seinem geordneten Leben abrupt entrissen worden. Jetzt ging er oft spät schlafen, trank den ganzen Tag Bier und tat genau das, was er wollte.

Als er nach Hause kam, stellte er sich vor, noch in Asien zu sein, während er die Fotos und Videos von der Reise durchsah. Er wollte die Kunst des Fotografierens gründlich erlernen; also rief er Hans an, der ihm einen Fotokurs in der Akademie Grundtvig in Hillerød, nördlich von Kopenhagen, empfahl. Zwei Tage vor Kursbeginn im Januar 2011 rief Daniel dort an.

„Wie viel Zeit verbringt ihr tatsächlich mit Fotografieren?“, fragte er. Die Antwort lautete: „Eine Menge. Viele Leute erfüllen sich hier ihren Traum“, versicherte man ihm. Nun hatte er keine Zweifel mehr.

Die Tür zum Klassenzimmer flog auf. „Was läuft, Arschlöcher?“, ertönte eine laute, spöttische Stimme.

Der erfahrene Kriegsberichterstatte und Fotoreporter Jan Grarup schlurfte über den Fußboden. Er trug Wüstenstiefel, ein weißes Hemd, enge Jeans und viele Ringe an den Händen. Während Jan sprach, starrte Daniel sein Vorbild an. Dieser Mann hatte zahllose internationale Preise gewonnen und war seinem eigenen wilden Weg gefolgt. Jan zeigte Fotos von seinen Reisen und gab auf jede Frage die gleiche Antwort: „Das spielt keine Rolle.“

Es war egal, welche Kamera man benutzte, wie man Bilder zusammenstellte, wie man sie zuschnitt und bearbeitete.

„Das spielt keine Rolle. Wichtig ist, dass ihr mit eurem Herzen und mit eurer Persönlichkeit bei der Sache seid, wenn ihr fotografiert“, sagte Jan.

Nach dem Unterricht ging Daniel ehrfürchtig und mit klopfendem Herzen hinaus auf die Terrasse zu Jan. Bei einer Tasse Kaffee sprachen sie über Daniels langfristige Fotoprojekte. Er wollte unter anderem ein ganzes Jahr lang die Entwicklung einiger Jugendlicher in der Akademie verfolgen.

In dieser Zeit erkannte Daniel, dass er wenig darüber wusste, was in der Welt vor sich ging. Er nahm so viele Informationen wie möglich von Menschen auf, die das Fach ihrer Wahl mit Begeisterung unterrichteten. Anfangs fühlte er sich unsicher und versteckte sich hinter der Kamera. Das Lob für seine Überschlänge und Drehungen, an das er sich gewöhnt hatte, bekam er von seinen Fotolehrern nicht. Oft saß er in seinem Zimmer, starrte seine Werke an und fand, dass er keinerlei Talent besaß – bis eines Tages seine Lehrerin, die Kunstfotografin Tina Enghoff, ihn für seine Fröhlichkeit, seine Energie und sein Talent lobte. Vor allem gefiel ihr, dass Daniel Vertrauen einflößte, was für einen Fotografen äußerst